

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-337321](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-337321)



Am 23. Oktober war er gekommen. Die Wirtin zum «Grünen Baum», die längst nicht mehr auf Gäste rechnete, hatte grosse Augen gemacht. Auch die weisse Hauskatze, die es sich in der Sonne vor dem Hause wohl sein liess, war unangenehm überrascht; denn die Fremden sind nicht alle Katzenfreunde, und sie hatte sich schon gefreut, jetzt durch volle sieben Monate keine heimlichen Fusstritte mehr zu bekommen und nicht mit Flüchen verjagt zu werden.

Er kam und — blieb. Und bald waren ihm Menschen und Tiere gut, trotzdem er wenig sprach und fast den ganzen Tag in den Wäldern umherirrte. Erreichte er dann totmüde das Haus und sass, den Kopf in die Hand gestützt, unter den Lindenbäumen, die ihm ihre letzten gelben Blätter auf den Kopf streuten, so hielt ihn wohl niemand für glücklich.

Aber die Wirtin vom «Grünen Baum» war eine vernünftige Frau und meinte, jeder solle seine eigenen Sorgen tragen und sich nicht mit denen des Nächsten beschweren. Sie erzählte ihm ja auch nicht von den zwei Kindern, die ihr nach wenigen Monaten gestorben waren.

Der Schnee kam, und dem Fremden war es oft, als sähe er Frau Einsamkeit mitten auf der glitzernden Fläche sitzen und spinnen. Zuweilen glaubte

er sogar das Summen ihres Rädchens zu hören. Und das tat ihm wohl.

Eines Tages traf ihn die Wirtin, als er vor dem Hause stand und das alte Marienbild betrachtete, das, vom Regen verwaschen, die undeutlichen Umrisse der Himmelskönigin zeigte, wie sie in Wolken gen Himmel schwebt.

«Ja, schön ist sie halt nimmer», meinte die Frau, «aber ein heiliges Bild entfernt man nicht».

«Was würdet ihr denn sagen, Frau Wirtin, wenn das Bild wieder jung und frisch würde, als wenn es gestern gemalt worden wäre?»

«Mein Gott, mein Gott, das wäre eine Freude! Sind der Herr vielleicht gar Maler?»

Der Fremde lachte: «Es könnte schon so sein!» Und am nächsten Tage war das Marienbild verschwunden.

Von da an gingen die Wirtsleute immer mit einer gewissen Scheu am Zimmer des Malers vorbei, als ob sich ein Mysterium hinter dieser Tür vollzöge.

Nach vierzehn Tagen thronte die Himmelskönigin wieder an ihrem alten Platze, strahlend und rosig wie ein junges Mägdelein, in frisch gewaschenen weissen Wölckchen schwebend, von einem dicken, grünen Tannenkranz umrahmt. Die Wirtin stand mit gefalteten Händen davor, der Wirt aber puffte sie in die Seite: «Jetzt müssen wir ihm auch eine Freude

machen. Am Sonntag ist Wirteball im Flecken drunten; ich lad ihn ein.» Der Maler sträubte sich zwar mit Händen und Füßen und meinte, er ginge nie tanzen; Es half ihm aber nichts. Am Sonntag sass er im roten Schlitten und klingelte in den Flecken hinunter zum Ball.

Er tanzte und trank, wurde heiss und fieberhaft lustig. Und als es auf Mitternacht ging, fing er zu erzählen an, von seiner Heimat und seinen



Freunden, wie schlecht in der Stadt alles wäre, keine reine Luft, keine Freundschaft und Liebe bei den Menschen. Er sprach voll Bitterkeit und schlug mit der Hand auf den Tisch:

«Das Schlimmste sind die Weiber!» — Den Bauern ward es unbehaglich, und der dicke Schmied meinte, es wäre Zeit, den Fremden auf andere Gedanken zu bringen.

Deshalb legte er ihm seine braune Hand fest auf die Schulter und sagte sehr unvermittelt: «Herr Maler, ich hätte auch ein Anliegen an Sie. Meine Schmiede ist mir im Sommer abge-

brannt. Jetzt sind wir mit dem Bauen fertig; aber den heiligen Florian hätte ich halt gerne über der Tür; bei unser- einem geschieht gar leicht etwas mit dem Feuer! Auf der alten Schmiede war nur ein Auge Gottes, das hat nichts genutzt!»

Der Maler fuhr wie aus einem bösen Traum empor:

«Ihr sollt ihn haben!»

Und er bekam ihn, mit goldenem Helm, den Mühlstein in der einen, den Wassereimer in der anderen Hand, auf einem Felsvorsprung über dem brennenden Hause stehend. Darunter hatte der Schmied einen Spruch eigener Erfindung mit grossen Buchstaben gemalt: «Dieses Haus stand in Gottes Hand und ist dennoch abgebrannt. Wir haben es wieder aufgebaut und dem heiligen Florian anvertraut». Wie musste sich der liebe Herrgott schämen, wenn er das las...

Der gute heilige Florian eröffnete den Reigen. Ihm folgte ein St-Sebastian, von Pfeilen gespickt; diesem eine Muttergottes mit dem Jesukind und dem heiligen Joseph. Jeder von den Bauern wollte es dem andern zuvortun.

Der Fremde malte mit verbissener Wut, mit zorniger Hast. Wenn er aber in Ermangelung von Modellen auf sein altes Skizzenbuch zurückgreifen musste, dann war drei Tage nicht gut mit ihm reden. Unter den Bauern hatte es sich herumgeredet, die Untreue seines Mädchens ginge dem Fremden so zu Herzen; und die Vorübergehenden stiessen sich lächelnd in die Seite, wenn er vor der büssenden Magdalena, die den Frontgiebel des Mairehauses zierte, stundenlang stand und sie bald liebevoll, bald zornig betrachtete.

Der Frühling und der Sommer brachten fremde Stadtleute und scheuchten den Maler fort, hinauf in die Berghütten. Da verkroch er sich wie ein wundes Tier vor seinen Ver-

folgern. Die Fremden betrachteten erstaunt die neuen Schildereien, und die Kunde von dem wilden Heiligenmaler drang bis in die Stadt, in seine Heimat.

Mit den ersten gelben Blättern erschien er aber wieder im «Grünen Baum» und setzte sein Werk fort. Er war nicht mehr der Alte. Der Zorn war verrauscht, die Wildheit gewichen, müde blickten seine Augen, müde fuhr der Pinsel über die Leinwand. Die schlaue Wirtin machte sich diese Sanftmut zunutze und überliess ihre roten Pelargonien, ja sogar ihr schlafendes Jüngstes, oftmals seiner Aufsicht und Pflege.

Am Allerheiligentag erschien sie sogar mit der grossen Bitte, ob der Herr Maler nicht am Nachmittag ein paar Stunden das Haus bewachen könne. Sie wollten alle hinaus zum Friedhof, die Gräber zu schmücken. Mit Blumen und Kränzen bepackt zogen sie dann nach dem Essen fort. Der Maler schaute ihnen nach, wie sie im grellen Sonnenschein dahingingen, denn es war ein heller Tag, in den freudelosen November eingesprengt, wie ein Diamant in graues Gestein.

Dann senkte er den Blick wieder auf seine Arbeit, eine Madonna von Engeln umgeben. Um seine Mundwinkel zuckte es wie verhaltener Schmerz. Und als er den Blick wieder erhob, lag eine grosse Sehnsucht in seinen Augen.

Da plötzlich war es ihm, als höre er Pferdegetrapp. Er wischte sich mit der Hand über die Augen, er hielt sich den Kopf.

Aus dem Walde sprengte ein Reiter in goldener Rüstung hervor, vom Helm herab wallten weisse Federn; eine blinkende Lanze schwang er in der Rechten. Neben ihm erschien ein zweiter Ritter zu Fuss, den Mühlstein in der einen, den Wassereimer in der andern Hand. Hinter beiden wandelten

ältere Männer in dunkeln, fliessenden Gewändern daher, seltsame Abzeichen, Kreuze, Räder, Schwerter in Händen tragend. Frauen folgten in längst vergangener Tracht mit gleichen Attributen, und um aller Häupter leuchtete es goldig. — War es die Sonne? — Sie zogen einen Kreis um den Maler, und wie ein geheimnisvoller Chor klang es aus ihrem Munde: «Allerheiligen!»



Die letzte, die aus den Bäumen heraustrat, war St-Magdalena. Zögernd kam sie näher; die aufgelösten rot-goldenen Haare deckten das tiefgeneigte Antlitz. Er schlug die leuchtenden Strähne zurück, schaute ihr tief in die Augen, und lächelnd sank sie an seine Brust.

Als die guten Wirtsleute von ihrem Friedhofgange nach Hause kamen, sass der Maler friedlich entschlafen vor seiner Staffelei. Die gefalteten Hände hielten Pinsel und Palette. Fast gleich er einem der von ihm gemalten Heiligen! Die hatten ihn in ihren ewigen Kreis berufen.

Tristan VILLARD.



UNZÄHLIGE Augen waren während der unseligen Jahre des letzten Weltkrieges hinauf zum sternbesäten Himmel gedichtet, dort oben, im Reiche des Friedens, Trost, Mut und Kraft zu suchen in der Jammerzeit der grossen menschlichen Verrücktheit. Das in majestätischer Pracht schimmernde Firmament ward zum gemeinsamen **Stelldichein**, wo die oft durch ungeheure Fernen getrennten Herzen all der Verbannten, Verschleppten, Gefangenen, Gemarterten und Sterbenden mit denen der zurückgelassenen Lieben schmerzliche und doch auch tröstliche Zwiesprache hielten.

Der Sternenhimmel ist und bleibt ein **gigantisches Weltbuch** mit sieben Siegeln, die zu lösen Tausende und Abertausende von Astronomen, Astrologen und Wissenschaftlern aller Art sich Tag und Nacht bemühen. Gläubige und Ungläubige, Gelehrte und Ungelehrte, so ziemlich alle Erdenkinder beobachten mit Staunen und Bewunderung das gewaltige, seelenpackende Schauspiel, das ihnen die Sternenwelt mit ihren Wundern, Rätseln und Geheimnissen bietet.

Wie schwach erweist sich unser Vorstellungsvermögen in Anbetracht der

Entfernungen, Abstände und Grössenverhältnisse der Gestirne, wie schwach unser Begreifen, wenn wir ihrer fabelhaften Zahl und Bewegungsgeschwindigkeit gedenken. 152.000 Millionen Kilometer trennen uns von der Sonne. Mehr als 12 Jahre bräuchte eine Kannonenkugel, die unter Beibehaltung ihrer Anfangsgeschwindigkeit 400 m in der Sekunde durchflöge, drei und ein halbes Jahrhundert ein Eisenbahnzug, der mit 50-Kilometerstunden ohne Aufenthalt diese Wegstrecke durch-eilen würde.

So gross und unfassbar der Abstand unserer Erde zur Sonne auch scheinen mag, derjenige zum nächsten Fixstern ist wenigstens 200.000 mal grösser. Rund 300.000 km legt das Licht in der Sekunde zurück, und doch war das Licht des Polarsterns z. B. 31 Jahre unterwegs bis es endlich ins Auge der Menscheninder fiel. Jahrhunderte, Jahrtausende braucht und brauchte das Licht weiter entfernter Sterne. Uferlos, schwindelerregend, immer unfassbarer wachsen die Entfernungen, je weiter wir im Weltenraum vordringen; kein Geist vermag es, ihnen zu folgen.

Und dann die **Zahl und Grösse** der Himmelskörper, der Fixsterne oder

Sonnen, der Planeten oder Wandelsterne...! Zur besseren Orientierung hat man die Sterne nach ihrer Lichtstärke und Sichtbarkeit in Klassen geteilt. Auf die erste bis sechste entfallen rund 5.000, die jedes Auge ohne Hilfsmittel sehen kann. Fernrohre oder Teleskope führen weit grössere Zahlen in unser Gesichtsfeld: 13.000 siebter Grösse, 40.000 achter, 142.000 neunter... Man zählt von der ersten bis zur 14. Klasse ungefähr 43 Millionen, die das Teleskop erreichen kann.

In unseren Tagen technisch-wissenschaftlichen Fortschritts sind auch diese Zahlen weit überholt. Von dem uns sichtbaren, wunderbaren Sternenzeichen der bekannten Milchstrasse sagt André Georges in «Le véritable Humanisme», dass das grosse **Teleskop vom Wilsonberge** in Kalifornien dem Auge des Beobachters 70 Millionen ähnlicher Sternenswelten offenbart, von denen jede selbst wieder Milliarden von Himmelskörpern umfasst.

Nach der Septemberrummer 1948 der «Sélection du Reader's Digest» war es Dr. George Hallery Hale, der jene Sternwarte mit ihrem Riesenauge von 2,59 m auf dem Wilsonberge aufbaute. Seither hat der grosse Gelehrte auf dem 1.700 m hohen **Berge Palomar** unweit von San Diego und der mexikanischen Grenze ein neues Instrument aufstellen lassen, dessen Spiegel 5,08 m Durchmesser hat. Er ist 6—7 Tausend mal stärker, als das blosse Auge uns erlaubt, in jenen Sternenswelten zu forschen, die doppelt so weit entfernt sind als die mit dem Teleskop des Wilsonberges erreichten. Das neue **Riesenaug**e ermöglicht es, mehr als eine Milliarde bisher unbekannter Sterne zu erforschen. O wundersames Werk der Weltenuhr? Wer könnte dich begreifen?...

Verlassen wir aber den unermesslichen, geheimnisvollen Sternenhimmel

und wenden wir das Augenmerk unserem eigenen Stern, der **Erde**, zu. Er ist klein und bescheiden, dieser Trabant unserer Sonne, die ihm Licht und Leben leiht und ihn in ungeheurer Masse an Grösse übertrifft. Und doch präsentiert die Erde mit ihrem Umfang von 40.070 km, ihrem Durchmesser von 12.755 km, ihrer Oberfläche von 510 Millionen Quadratkilometern schon einen ganz stattlichen Mitbewohner des Universums.

Zum besseren Verständnis der Erdgrösse gibt z. B. Fabre in seinen «Premiers Eléments de la Cosmographie» folgenden Vergleich: Denken wir uns die Erde als eine Kugel von 2 m Durchmesser. Unser höchster Berg, der Gaurisankar im Himalaja Zentralasiens, wird trotz seiner Höhe von 8.840 m auf dieser nur als ein winziges Sandkörnlein von nur $1\frac{1}{3}$ Millimeter erscheinen. Die grösste Meerestiefe von über 7 km aber wird sich darstellen lassen durch eine Flüssigkeitsschicht von nur 1 mm Tiefe und die rund 60 km hohe Atmosphäre durch eine Gasschicht von nur 1 cm. Ein anderer Vergleich mag uns das Grössenverhältnis zwischen Erde und Sonne verdeutlichen: Schütten wir «als Sonne» 14 Dekaliter Körner über einen Haufen. Von diesem darf unsere Erde nur ein einziges Körnlein beanspruchen. 1.400.000 Erdkugeln könnte man aus unserer Sonne formen; und doch gibt es zahllose Sonnen, welche die unsrige an Masse weit übertreffen.

Wer könnte sich's vorstellen und wer die **Geschwindigkeit** erfassen, mit welcher diese Himmelskörper die ihnen vom Schöpfer vorgezeichnete Bahn durchstürmen? Wir sind so stolz auf die stets wachsende Geschwindigkeit z. B. unserer Flugzeuge, die bereits die der Schallwellen übertrifft, und doch, was bedeutet sie im Vergleich zu jener der Gestirne, zu der Schnelligkeit der Erde z. B., die bei ihrer Wan-

derung um die Sonne 108.000 km pro Stunde zurücklegt?

Verlassen wir aber die gigantischen Zahlen, die im Universum spielen, und gedenken wir zum Schlusse kurz jener, mit denen wir arme Erdenbürger uns nun einmal gewollt oder ungewollt beschäftigen müssen, und die uns oft mehr schrecken als erfreuen. Es schwirrt nur so von Millionen und Milliarden um uns her. Tag für Tag schreibt, druckt, liest und spricht man z. B. von den 2.250 Milliarden, die Frankreichs Budget für 1950 fordert. Es überläuft uns ein kaltes Gruseln beim Anblick dieser Zahl, das gewiss noch viel intensiver wäre, wenn man eine klare Vorstellung vom **Umfang einer Milliarde** hätte. Hier einige Beispiele, um hiervon eine genauere Idee zu geben. In unseren alten Lehrbüchern führte man folgendes an: Man denke sich eine gerade, 6 m breite Strasse von Berlin bis Moskau. Würde

man diese Strasse mit Zwanzigmarkstücken in Gold — Prägung von 1914 — eins dicht neben das andere gelegt — bepflaster, dann ergäbe das eine Milliarde. Bekannter, aber vielleicht vergessen ist ein anderes, nicht minder frappierender Vergleich: Seit Christi Geburt bis zum Jahre 1900 — die Jahre gleichmässig zu 365 Tage berechnet — sind nicht einmal eine Milliarde Minuten verflossen. Jedermann kann die Rechnung nachprüfen. Ich tat dies; es stimmt.

Die gegebenen «himmlischen» und «irdischen» Zahlen — man könnte viele andere beifügen — sind wohl dazu angetan, uns zu beeindrucken. Mögen die ersteren uns beeinflussen im Wunderwerk der Schöpfung den Schöpfer zu erkennen und zu ehren, die letzteren aber, uns zu den Tugenden der Arbeitsamkeit, Genügsamkeit und Sparsamkeit zu führen!

Laurent HEINRICH.

JOURNAL AGRICOLE D'ALSACE ET DE LORRAINE

STRASBOURG - 3, Quai de Paris

TÉLÉPHONE 201.03

Seit **75 Jahren**

das beliebte **Fachorgan der Bauern**
und das bewährte **Insertionsorgan der Geschäftswelt**

Abonniert auf das

JOURNAL AGRICOLE

(Bezugspreis Frs 100.— vierteljährlich)

Inseriert im JOURNAL AGRICOLE

Die Heiligenlegenden Des Mittelalters

SEIT Jahren ist man mit Erfolg darum bemüht, die überhebliche Legende vom «dunklen» Mittelalter, die der Aufklärung entsprang, zu zerstören. Der Kampf ist nicht leicht, da Vorurteile bekanntlich ein zähes Leben besitzen. Doch wird die Zahl jener immer grösser, die von der Macht des Mittelalters wissen und von dem Glück, sich dieser Grösse suchend zu nähern.

Dem liebevollen Forscherblick erscheint nichts unwichtig. Jedes Erlassen dünkt ihm wie Verstossen eines teuren Kindes. Und dennoch muss es hier aus Raumangel geschehen. Wir verzichten also auf eine allgemeine Betrachtung der religiösen Literatur des französischen Mittelalters, die nicht nur verschiedene Evangeliumbearbeitungen, wie das *Evangile de Nicodème*, die *Légende de Judas*, die *Légende de Pilate*, sondern auch eine Reihe herrlicher Marienlegenden, wie «*Les sept joies de Notre-Dame*», «*Les regrets de Notre-Dame*», die «*Miracles de Notre-Dame*» und andere fromme Werke aufweist. Diese religiöse Literatur ist zum grössten Teil von Geistlichen verfasst, die damit der Lehre Christi eine leichtere Verbreitung zu sichern suchten. Neben Versen, die am Stephanstage in die Geschichte des Martyriums des Hlg. Stephan eingestreut wurden, ist uns eine phantastische Darstellung des Hlg. Johannes aus der Zeit um 1270 durch Tierri von Vaucouleurs erhalten. Auch die sehr alte Legende von der «*Vision*» des Hlg. Paulus ist frühzeitig ins Französische übertragen wor-



Zwanzigste
gung von H
andere ge
rabe das ei
über vieler
e, nicht min
: Seit Christ
00 — die Jahr
berechnen
Milliarde M
kam d
Ich tat die
nischen) m
man kind
sind wohl
ndrucken. B
einflussen i
höpfung
und zu eben
zu den Tage
Genügsam
hren!
HEINRICH
OLE
ftswelt

55
P

den. Es wird darin erzählt, was der Heilige in einer Extase in der Hölle und im Himmel gesehen hat. Einige Darstellungen des Lebens von Maria Magdalena zeugen von der grossen Verehrung dieser Heiligen im Süden Frankreichs.

Die eigentliche christliche Legenden- dichtung beginnt mit der Darstellung der Einsiedlerleben in der Wüste. Die Vorlagen waren meist griechisch oder lateinisch. Eine Uebersetzung wurde durch Blanche de Navarre, Comtesse de Champagne, besorgt. Im 13. Jahrhundert wird eine Sammlung frommer Erzählungen unter dem Namen «Vies des Pères» bekannt; sie enthält 42 Erzählungen, die nicht alle aus dem Lateinischen stammen. Hierher gehören auch das Leben der Sainte Euphrosyne, die, um die Versuchung zu bekämpfen, Männerkleidung anzog und in einem Männerkloster lebte; das Leben der Sainte Marine und die herrliche Legende der Sept Dormants von Chardri. Die «Vie de Saint Martin» des Sulpicius Severus aus dem 5. Jahrhundert wird im 13. Jahrhundert von Païen Gastinel aus der Touraine aufgegriffen und in Verse gesetzt.

Weitere Bearbeitungen in Versen bringen Heiligenleben aus der Zeit der Römer und Merowinger. So besitzen wir ein Leben des Hlg. Laurentius, das Ende des 12. Jahrhunderts in der Normandie niedergeschrieben wurde. Das Leben der Hlg. Genoveva wurde von Renaud, das des Hlg. Remigius durch Richer bearbeitet. Guillaume de Berneville schrieb eine Vie de Saint Gilles, Pierre de Beauvais eine Vie de Saint Joce. Das Leben des Hlg. Magloire, eines bretonischen Heiligen, das um 1319 durch den Pariser Geoffroi des Nés verfasst wurde, erscheint uns eher minderwertig. Die älteste Dichtung dieser Art ist die Vie de Saint Léger.

Das Leben der Heiligen des Abendlandes bot jedoch der Phantasie nicht

so viel Reiz wie die Darstellungen der Legenden östlichen Ursprungs. Unter den letzteren heben wir das Leben des Hlg. Alexis von Thibaud de Vernon, das Leben des Hlg. Nicolas de Myre und das Leben des Hlg. Georges de Lyssa hervor. Eines der beachtenswer- testen Denkmäler der französischen Literatur dieser Zeit ist die Darstellung des Lebens des Hlg. Grégoire, das aus der ersten Hälfte des 12. Jahr- hunderts stammt und vollständig er- funden ist. Dem Heiligen werden Handlungen zugeschrieben, welche die Erinnerung an Oedipus wachrufen: er büsst dafür so hart, dass er schliess- lich Vergebung erlangt und als Pa- triarch endet. Es ist die gleiche Le- gende, die auch der deutsche Dichter Hartmann von Aue in seinem «Grego- rius» bearbeitet hat.

Ein Gedicht des 13. Jahrhunderts erzählt von den schweren Verbrechen des Hlg. Jean le Paulu, der zur Sühne wie ein wildes Tier lebte. Ein anderes Gedicht gilt dem Hlg. Christophorus, der, als er das Christuskind in den Armen trug, an seinem Gewicht spürte, dass er die Last der ganzen Welt trug. Im «Saint Eustache» wird die Be- kehrung dieses Heiligen geschildert, der auf der Jagd auf einen Hirsch stess, der ein leuchtendes Kreuz zwi- schen dem Geweih trug.

Ferner sind in diesem Zusammen- hang die Legenden der Sainte Marie l'Egyptienne, der Hlg. Marguerite, der Hlg. Julienne und der Hlg. Catharina zu erwähnen.

Eine besondere Beachtung erheischt die Legende von Barlaam und Joasaph oder Josaphat, wie er später genannt wurde. Joasaph wird durch den frommen Einsiedler Barlaam zum Christen- tum bekehrt. In die Darstellung seines Lebens sind verschiedene buddhisti- sche Gleichnisse aufgenommen, für die natürlich eine Erklärung im christ- lichen Geiste gegeben wird. Die Ur-

form dieser Legende war ein griechischer Roman aus dem 6. Jahrhundert, der im 13. Jahrhundert zu drei französischen Dichtungen Anregung gegeben hat. Wir finden als Verfasser den bereits erwähnten Chardri wieder und Gui von Cambrai.

Die Eroberung Englands durch die Normannen hatte auch die Erschließung keltischer Legendenstoffe zur Folge. Diese sind von einem eigenartigen Mystizismus, von Träumereien und Abenteuerlust durchtränkt, die ihnen einen ganz besonderen Reiz verleihen. Die berühmteste Darstellung ist die des Lebens des Hlg. Brendan, eines irischen Geistlichen, der auf der Suche nach dem Paradies sieben Jahre auf dem Ozean umherirrt und Einsicht erhält in die Welt der Verdammten sowohl als auch in die der Seligen. Mit der geheimnisvollen Welt des Jenseits macht uns auch die Geschichte des Ritters Owen bekannt, die von sieben Dichtern in französische Verse übertragen wurde. In gewöhnlicher Prosa erzählt der Krieger Tungdal von seinen Eindrücken im Jenseits. Hierher gehört ferner die Vie de Saint Alban, des ersten englischen Märtyrers.

Die Heiligenlegenden, die das Leben zeitgenössischer Heiligen zum Gegenstand haben, bilden wertvolle Fundgruben für die Erforschung des Mittelalters. Während die Darstellungen des Lebens des Hlg. Thibaud von Provins, der im 11. Jahrhundert gelebt hat, und diejenigen der Hlg. Elisabeth von Ungarn durch Rutebeuf und den Bruder Robert von Cambliigneul einfache Übersetzungen aus dem Lateinischen sind, besitzen wir über Thomas Becket Erzählungen, die ohne jede Vorlage direkt in französischer Sprache niedergeschrieben sind. Die Ermordung des Primats von England an Weihnachten 1170 in der Kathedrale von Canterbury durch Ritter des

Königs Heinrich II. war ein Ereignis, das unter den Christen aller Länder gewaltiges Aufsehen erregte. Der König selbst, der nicht ganz ohne Schuld war an dem Verbrechen, erklärte Thomas Becket zum Märtyrer und tat auf dem Grabe des Ermordeten öffentlich Busse. Von den französischen Darstellungen des Lebens dieses Heiligen sind uns erhalten: eine minderwertige Arbeit des Mönches Benoit von Saint-Alban, eine andere in Achtsilbern, deren Verfasser unbekannt ist, und schliesslich eine vorzügliche, in Alexandrinern und fünfzeiligen Strophen gehaltene Dichtung von Garnier de Pont-Sainte-Maxence, eines der beachtenswertesten Werke des Mittelalters. Das Werk zeichnet sich durch seinen Aufbau, durch den Gehalt der Verse und die Schönheit der Sprache aus. Der Verfasser handhabt die Sprache des 12. Jahrhunderts mit derselben Gewandtheit wie ein Chrétien de Troies. Dabei zeigt er eine Kraft des Ausdrucks, in der ihn keiner erreichte. Die biographischen Details fassen auf gewissenhaften und zuverlässigen Ermittlungen der Lebensstadien des Heiligen. Einige Einzelheiten hat er durch die Schwester des Märtyrers erfahren, andere wieder durch Freunde und Gefährten des Heiligen. Es sind in seine Darstellung sogar mit grossem Geschick Dokumente politischer Natur eingeflochten. Auch sonst verdient der Geist, in dem das Werk geschrieben ist, Beachtung: Der Verfasser ist ein leidenschaftlicher Verteidiger der Vorherrschaft der Kirche, verlangt aber auch von ihren Dienern eine würdevolle Haltung. Dadurch, dass er das katholische Idealbild des Mittelalters in seiner ganzen Grösse vor uns erstehen lässt, bleibt sein Werk ein höchst wertvolles Dokument.

Pierre LEJEUNE.